

Geehrter Herr – lieber Freund

Schweizer Autoren und ihre deutschen Verleger
Mit einer Umkehrung und drei Exkursionen

*Herausgegeben von Rätus Luck
unter Mitarbeit von
Peter Edwin Erismann und Peter Kraut*

»Das wirklich bestehende Verhältniß eines Dichters zu seinem Verleger« C. F. Meyer und Hermann Haessel

Hans Zeller und Rosmarie Zeller

Persönliche Beziehungen

Als Betsy Meyer (1831 bis 1912), die Schwester Conrad Ferdinand Meyers (1825 bis 1898), im Herbst 1864 den Leipziger Verleger Hermann Haessel¹ anfragte, ob er bereit wäre, die Übersetzung eines Bändchens von Vorträgen eines populären Genfer Philosophen zu drucken, konnte niemand ahnen, daß daraus eine lebenslange Geschäftsbeziehung und Freundschaft zwischen Autor und Verleger werden sollte. Mehr als zweitausend Briefe und andere Dokumente, auf denen die nachfolgenden Ausführungen beruhen, legen Zeugnis von dieser Beziehung ab.² Haessel war sich des Werts dieses Briefwechsels, den er sorgfältig aufhob, bewußt und erklärte Betsy gegenüber, nach der Internierung C. F. Meyers in der Heilanstalt Königsfelden: »Seit 1865 stehe ich mit Ihnen u. C. F. in nie gestörter Verbindung. All Ihre u. C. F.'s Briefe, zu denen zuletzt die der Frau Luise gekommen sind, liegen wohlbewahrt bei mir. All diese Personen gehören der Oeffentlichkeit an, u. wenn ich lange tod bin,

1 Hermann Adolf Haessel (26. 3. 1819 bis 8. 2. 1901), aus einer verarmten Familie stammend, begann als Lehrling bei dem Leipziger Buchhändler Leopold Voß. 1853 kaufte er das Kommissionsgeschäft des Buchhändlers von Georg Wigand in Leipzig und begann im 1854 gegründeten Verlag Hermann Haessel Bücher natur- und sprachwissenschaftlichen, juristischen und theologischen Inhalts und Belletristik zu verlegen. Neben Meyer verlegte Haessel Werke von Heinrich Laube (seit 1863), Ricarda Huch (seit 1894), neben andern Übersetzungen von skandinavischen Autoren Selma Lagerlöf (1896) und nach C. F. Meyer auch Werke anderer Schweizer Autoren, so die ersten Buchpublikationen von Jakob Boßhart (seit 1898) und Adolf Vögtlin (seit 1892), Werke von Adolf Frey (seit 1879), Meinrad Lienert (seit 1895), Arnold von Salis (1884), Carl Spitteler (1883), Theophil Zolling (1889). Haessel besaß gute Kenntnisse der französischen, englischen, russischen und italienischen Sprache und schrieb (Pseud. H. Saß) eine Reisebeschreibung, ein Romanfragment und Lustspiele. Siehe: *Verlags-Verzeichnis 1854-1904*. Hrsg. von der Verlagshandlung. Als Anhang gedruckt in: Hermann Haessel, ein deutscher Buchhändler. Reisebriefe aus der Mitte des 19. Jahrhunderts nebst einem Lebensabriß. Hrsg. von Theodor Sorgenfrey. Leipzig 1904.

2 Der vorliegende Beitrag schöpft in erster Linie aus den Briefen, die Haessel mit C. F. Meyer und seiner Schwester Betsy Meyer in den Jahren 1864 bis 1890 wechselte. Die Publikation der gesamten Korrespondenz Haessels mit den Geschwistern

wird über diese Briefwechsel berichtet werden. Das kann ich nicht hindern u. will es auch nicht, denn das entstandene Verhältniß ist einzig. [...] Diese Sammlung kann einmal Zeugniß geben von dem wirklich beste[he]nden Verhältniß eines Dichters zu seinem Verleger u. des Letzteren zur Literatur überhaupt.» (3.5.1894)



Mehr als zweitausend Briefe und andere Dokumente gehen zwischen Verleger Hermann Haessel und den Geschwistern Meyer hin und her. Haessel schreibt 1884 an Betsy Meyer: »Diese Sammlung kann einmal Zeugnis geben von dem wirklich bestehenden Verhältniß eines Dichters zu seinem Verleger u. des Letzteren zur Literatur überhaupt.«
(Bild: Zentralbibliothek Zürich)

In der Tat gibt der Briefwechsel davon Zeugnis, und nicht nur von der Entstehung und den mit dem Druck der jeweiligen Werke verbundenen Fragen wie Auflagenhöhe, Format, Honorar, Absatz, sondern auch über die Eigenheiten des literarischen Markts und der Literaturkritik. Daneben wurden auch persönliche Nachrichten über den Gesundheitszustand, über Reisen und das Wetter ausgetauscht. Das gilt besonders für den Briefwechsel zwischen Betsy und Haessel. Als es Haessel zu Beginn der siebziger Jahre gesundheitlich nicht gut ging, mahnte ihn Betsy immer wieder, sich mehr Erholung zu gönnen, besser auf seine Gesundheit zu achten. Von 1875 an war der Umbau von Haessels Haus ein ständiger Gegenstand der Briefe, wobei Betsy regen Anteil an der künstlerischen Gestaltung der Fassade nahm. Über die Verschlechterung von Haessels Gesundheitszustand Ende 1900, der schließlich zu seinem Tod führte, wurde Betsy von Haessels Nichte Clara Sorgenfrey auf dem laufenden gehalten.

Haessel versah auch eine vermittelnde Funktion von dem Zeitpunkt an, als Louise Meyer-Ziegler, die Frau des Dichters, dem Verkehr zwischen Bruder und Schwester Schwierigkeiten in den Weg zu legen begann. Er hielt Betsy auf dem laufenden über Meyers neue Produktionen und die neuen Auflagen seiner Werke und schickte ihr die Bände zu. Umgekehrt erkundigte sich Haessel bei Betsy häufig über den sich zu Beginn der neunziger Jahre verschlechternden Gesundheitszustand Meyers.

und Meyers Frau und Meyers Sekretär, ferner zwischen diesem und Meyer und Reste des Briefwechsels zwischen Meyer und seiner Schwester sollen in der historisch-kritischen Ausgabe *C. F. Meyers Briefwechsel* (Bern: Benteli 1998ff.) erscheinen.

Haessel schätzte Betsy hoch in ihrer Rolle als ›Sekretär‹, wie sie sich zu bezeichnen pflegte. Von ihrer Rolle als Vermittlerin zwischen dem Verleger und dem Dichter wird im folgenden ausführlich die Rede sein. Haessel nannte sie eine »weltkluge Dame« (an Betsy, 15.2.1876) und freute sich, wenn er »den Poststempel Männedorf auf einem Schweizerbriefe« entdeckte, »denn von dort«, schrieb er ihr, »kommt niemals eine Spur von dem Kampf im Leben da draußen, sondern Friede weht mir entgegen. Ich weiß ja welche Bitternisse dort zu überwinden sind, aber ich weiß auch mit welcher Gelassenheit alles ertragen wird. Wissen Sie, daß mir diese Erscheinung das Bewundernswerthe Ihres Lebens ist?« (5.4.1886) Kam er in die Schweiz, so besuchte er immer auch Betsy.

Erste geschäftliche Beziehungen

I 863 war bei Haessel eine Übersetzung eines ersten Bandes mit populär-wissenschaftlichen theologischen Vorlesungen von Ernest Naville (1816-1909) erschienen.³ Weil diese Übersetzung miserabel war, hatte sich Naville für die Übersetzung seiner zweiten Vortragsserie an Meyer gewandt, und Betsy fragte deswegen bei Haessel an. Das war, am 12. Oktober 1864, der Anfang der Geschäftsbeziehungen zwischen den Geschwistern Meyer und Haessel.

Haessel war bereit, auch die neue Übersetzung zu übernehmen, trotz des »im Verhältniß nicht unerheblichen Schadens«, den ihm die erste Publikation von Naville gebracht hatte; denn er »glaube, daß sich Naville's Schriften nach und nach auch bei uns einbürgern sollen«. »Ich nehme an den Arbeiten Naville's vielen Antheil und freut es mich recht sehr, daß bald wieder eine neue von ihm zu erwarten steht,« und zwar »ganz allein aus dem Interesse welches ich an Naville selbst nehme« (18.10.1864). Als ihm dann das französische Manuskript vorlag, urteilte er: »Glaube ich auch nicht, daß das Buch großes Aufsehen machen kann, so freue ich mich doch es drucken zu können. Naville's Innigkeit rührt mich eben so, wie mir sein kla-

³ Meyers Beziehung zu Naville und die Geschichte dieser und zweier weiterer Übersetzungen der Geschwister Meyer von Büchern Navilles, 1865 und 1880, sind dargestellt in Band 15, S. 752-755 und in Band 7, S. 669-672 von: Conrad Ferdinand Meyer: *Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Hans Zeller und Alfred Zächt. Bern: Benteli 1958-1996. Die Ausgabe wird im folgenden zitiert als: C. F. Meyer, *HKA*.

rer Stil angenehm ist« (10.11.1864). Weder dieses Verlagswerk noch die nächste Übersetzung einer Vortragsreihe Navilles durch die Geschwister waren im geringsten ein Verkaufserfolg. Und doch fragte Haessel 1878 bei Betsy wegen einer neuen Vorlesungsserie Navilles an und verlegte sie trotz dem Vorbehalt der Geschwister, das Buch sei sehr französisch.



Betsy Meyer nennt sich selbst ›Sekretär‹ ihres Bruders und vermittelt zwischen ihm und dem Verleger Haessel. (Bild: Zentralbibliothek Zürich)

Die hier sichtbar werdenden Züge prägen, zusammen mit andern, die später bei Meyer als Autor eigener Werke hervortreten, die Beziehung zwischen Meyer und seinem Verleger. Haessel war nicht ein vor allem auf Gewinn bedachter Verleger mit zu wenig Verständnis für Dichtung, wie noch an manchen Stellen der historisch-kritischen Ausgabe von Meyers Werken vorausgesetzt wird, wo sie den Standpunkt des Autors vertritt. Haessel handelte in einem gewissen Rahmen auch aus Sympathie für seine Autoren, aus Anteilnahme an ihren Werken und ließ sie nicht fallen, weil sich ihre Verlagsartikel nicht als Erfolge erwiesen.

Nach einem Besuch Haessels bei den Geschwistern griff Meyer selbst zur Feder. Wenn Betsy, die bis dahin die Korrespondenz bestritten hatte, tatsächlich meinte, der Bruder

werde nun »seines bisherigen Sekretärs in dieser Richtung kaum mehr bedürfen« (24.9.1865), irrte sie sich gründlich.

1869 sandte Betsy zwölf Gedichte aus der neu entstandenen Sammlung der ›Romanzen und Bilder‹ mit der Anfrage an Haessel, ob er sie übernehmen würde. »Natürlich handelt es sich um kein Geschäft. Es dürfte in keinem Falle dabei irgend ein Verlust für Sie entstehen.« (20.9.1869) Haessel war bereit, die Gedichte auf Meyers »Kosten drucken zu lassen und in Commission zu nehmen«, warnte jedoch: »Bei diesen kleinen Säckelchen kommt aber nichts heraus.« Meyer werde »auf den Verlust der Herstellungskosten im Voraus gefaßt« sein. Lieber hätte er »eine größere Arbeit in Prosa« wie den im Entstehen begriffenen ›Jenatsch‹ publiziert (9.10.1869). Tatsächlich

ging diese Sammlung noch schlechter als die der ›Zwanzig Balladen‹, die 1864 anonym bei Metzler erschienen war und deren große Restauflage Meyer dem neuen Verleger 1867 für eine nun mit dem vollen Namen gezeichnete Titelaufgabe geschenkt hatte.⁴ Erst 1874 erfuhr der Autor, daß von der Auflage von 500 Exemplaren der ›Romanzen und Bilder‹ nur 58 verkauft waren, weniger als als Freixemplare verteilt wurden.

Im Januar 1871 teilte Betsy dem Verleger mit, die Arbeit am ›Hutten‹ gehe gut voran, er solle Mitte Februar druckfertig sein und im Frühjahr »zum Besten der deutschen Verwundeten« erscheinen. Der Bruder werde »von Freunden sehr bestürmt [das Manuskript] an Lipperheyde in Berlin zu senden, welcher sich ›in uneigennützigster Weise ähnlichen Unternehmungen widme und alle Mittel zur Verbreitung der Gedichte zur Hand habe.« Auf eigne Kosten wolle Meyer das Manuskript nicht mehr drucken lassen, aber Haessel kein Opfer zumuten. Was er von den »nationalen Unternehmungen« des Verlegers Lipperheide halte, welches seine Adresse sei, ob sich für die Verwundeten ein genügender Gewinn ergäbe und »der Nebenzweck weiter Verbreitung [...] erreicht« würde (28.1.1871). Haessel teilte die Adresse von Lipperheide mit und wünschte Meyer »von Herzen ein größeres Bekanntwerden« (31.1.1871)

Es war Meyers deutsch-nationale Umgebung, François Wille auf ›Mariafeld‹ am Zürichsee und seine illustre Tafelrunde, die vor allem aus Mitgliedern der deutschen Kolonie in Zürich bestand, Adolf Calmberg, Mathilde Wesendonck, Ludwig Ettmüller, und die Meyer bestimmte, den ›Hutten‹ nicht dem Leipziger Verleger zu geben, da sie ihn als zu wenig deutsch-national einschätzte. Haessel hatte das preußische Vorgehen zuerst mit Abscheu, dann mit Kritik und Bedenken beurteilt.⁵ Im lebendigsten Kontakt mit Wille, von ihm gefördert, ermutigt, auch bedrängt, »bearbeitet u. vorwärts gestoßen«,⁶ sah sich der frankophile scheue Meyer genötigt, im Konflikt zwi-

4 C. F. Meyer, *HKA* 6, 402, 478-480.

5 Das Jahr 1866 erfuhr Haessel als das »grauenvollste Jahr meines Lebens [...] Uns Sachsen wird es bitterböse ergehen.[...] Mit den Quälereien fängt man schon an.« Im August 1870: »Nun sitzen wir mitten im Kriege. [...] Ich bin ein schlechter Politiker – [...] Ich urtheile nur nach meinem Gefühl und darum erfüllt mich diese Zeit mit Grausen.« (Haessel am 29. 8. 1866 und 3. 8. 1870 an Meyer)

6 Meyer an Haessel, 19.9.1871.

schen Frankreich und Bismarck-Deutschland Partei zu ergreifen, zumal als debütierender Schriftsteller. Dies Geständnis machte er Anfangs 1871 einem der nächsten Freunde: »Auch ich habe meine französischen Sympathien schwer überwunden; aber es mußte in Gottes Namen ein Entschluß gefaßt sein, da voraussichtlich der deutsch-franz. Gegensatz Jahrzehnde beherrschen und literarisch jede Mittelstellung völlig unhaltbar machen wird.«⁷

Ettmüller schickte das Manuskript nach Leipzig zu Hirzel, dann zu Brockhaus. Am 24. Juli wurde Haessel von Meyer – »da die Zeit drängt« – dringend ersucht, das Gedicht »auf *meine Kosten* drucken u. in Ihrem Verlage erscheinen lassen zu wollen [...] erscheint [es] nicht jetzt, so kommt [es] zu spät. [...] Das Manuskript liegt bei Brockhaus, wo ich Sie bitte, dasselbe so schnell als möglich zurückziehn zu lassen. Beruhigen Sie mich, l. Freund, ich bitte Sie dringend mit ein paar Worten darüber, woran mir alles liegt, daß mein Gedicht auf die Herbstmesse bei Ihnen erscheinen kann. [...] Nicht wahr, l. Freund, ich darf auf Sie zählen? ich werde es Ihnen hochanrechnen.« Schon am 1. August dankte er dem Verleger für dessen »freundschaftliche Gesinnungen« und versicherte am 19. September: »liebster Freund, [...] Sie haben sich in dieser Angelegenheit als ein treuer Freund erwiesen, was ich Ihnen nicht vergessen werde.« Betsy erklärte, ihrem Bruder habe wenig daran gelegen, das Werk bei

7 An Georg von Wyß, 16.1.1871. 1866, nachdem die preußische Realpolitik ihre Maske allen sichtbar hatte fallen lassen, hatte Meyer einen Standpunkt eingenommen, der dem Haessels nahe war, hatte in den Briefen an ihn vom 5. 8., 5. 9. und 10. 10. 1866 von dem »politischen Mißwesens« in Deutschland gesprochen und kritisch ablehnend Stellung bezogen: »die jetzige europ. Politik trägt einen Zug der Rücksichtslosigkeit«, niemals sei »der Rechtssinn so getrübt gewesen, wie in diesen verhängnisvollen Tagen«. Im Hinblick auf das Jenatsch-Projekt hatte er geäußert: »Es ist [...] merkwürdig daß jene Zeit (Anfang des 17. Jahrh.) zur Besprechung derselben Fragen Anlaß gibt, ja nötigt, die jetzt die Welt bewegen: ich meine den Conflict von Recht u. Macht, Politik u. Sittlichkeit.« (an Haessel, 26. 9. 1866) Auch 1871 bezeichnete er es, im Brief an Wyß, nun in Bezug auf den »Hutten«, als »unabweisliche Aufgabe, [den] hist. Stoff mit dem Leben der Gegenwart zu durchdringen«, und war »recht zufrieden, mit dem Hutten Partei ergriffen zu haben.« (an Mathilde Wesendonck, 6. 7. 1871) 1881 allerdings, als seine literarische Stellung gefestigt war, entfernte er jene politischen Zugeständnisse von 1871 aus der dritten Auflage des »Hutten«. (Dazu Rosmarie Zeller: *Schweizer Autoren und die Reichsgründung*. Gottfried Keller und C. F. Meyer, in: Klaus Amann, Karl Wagner [Hrsg.], *Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur*. [Wien, Köln u. a. 1996], 461-477, hier 469-473.) Meyer überlegte sogar, ob er die Widmung an Wille streichen könne.

Hirzel oder Brockhaus erscheinen zu lassen; sie selbst hätte das nicht verstanden (16.10.1871, an Haessel).

Jetzt ging es um die Verlagsanzeigen in den öffentlichen Blättern. Meyer hatte Wille um einen solchen Text gebeten. Haessel schien er wohl zu lang. Aber Meyer war von Wille abhängig: »Was die Annonce betrifft, so bin ich in einiger Verlegenheit. Von Haus aus ein Feind jeder Reklame, wäre es mir das Liebste, meinem Wesen Angemessenste, auf alle öffentliche Empfehlg des Hutten zu verzichten. Aber was soll ich an Wille schreiben, der überzeugt ist, mir durch seine Anzeige einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben? Kürzen läßt sich dieselbe nicht wohl u. es widersteht mir, selbst eine zu schreiben. *Gar nichts* ist aber zu *wenig* in dieser bösen Welt. Oder glauben Sie wirklich, mein l. Freund, wenn ein Gedicht nur von Solchen gekauft wird, die sich persönlich für den Dichter oder unaufgefordert für eine Erscheinung im Gebiete der Poesie interessiren, glauben Sie, es verlohne sich dann überhaupt, Verse drucken zu lassen? Glauben Sie das wirklich, so ist es mir ein Trost! Ich betrachte es schon längst als eine schöne Täuschg. Mißverstehen Sie mich nicht! Persönlich halte ich es für das Beste nicht nur, sondern auch weit für das Angenehmste, weniger zu scheinen als zu sein, im öffentlichen Leben aber denke ich anders. Der Hutten ist mir wichtig als Stufe, als Anmeldg anderer z. Th. schon halb vollendeter Arbeiten.« (19.9.1871, an Haessel)

Der ›Hutten‹ wurde von Meyer und seiner Umgebung und vom literarischen Deutschland damals und später als ›Durchbruch‹ betrachtet (man nannte ihn den Hutten-Meyer), obwohl die zwei rasch aufeinanderfolgenden Auflagen kein buchhändlerischer Erfolg waren.⁸ Dieser Widerspruch löst sich dahin auf, daß die zahlreichen Rezensionen weniger die künstlerischen Qualitäten des Werks als seinen politisch deutsch-nationalen Standpunkt ins Auge faßten.⁹

⁸ Siehe die Verlagsaufstellung in der Abb. S. 158. Haessel an Meyer: Der ›Hutten‹ sei »eigentlich nur in Zürich gegangen.« (30. 3. 1872)

⁹ Die Besprechungen sind auszugsweise abgedruckt in C. F. Meyer, HKA 8, 162-171.

Verstimmte Freundschaft

Haessel verlegte nicht gern Werke in Versen. Bisher hatte Meyer ihm nur solche gebracht: die ›Balladen‹ aus dem Verlag Metzler, ›Romanzen und Bilder‹, ›Hutten‹, 1872 ›Engelberg‹, und alle hatten erst Defizite eingetragen. Als Betsy im Frühling 1873 wegen der demnächst fertig werdenden Novelle ›Amulet‹ anfragte – wegen des geringen Umfangs ein Buchhändler-Problem auch bei den vorangegangenen Büchlein –, riet Haessel, die Novelle zuerst in eine Zeitschrift zu geben (das brächte auch Honorar, fügte er hinzu) und nachher zusammen mit einer weiteren Novelle als Buch zu verlegen. Denn, erklärte er dem Autor, »wir sind *zuerst* für die Unterhaltungsliteratur auf die Leihbibliotheken angewiesen. Diese machen vor allem den Ruf eines Buches.« Das ›Amulet‹ ergäbe nur ein sehr dünnes Heftchen, sei also dazu nicht zu verwenden. »Andererseits sind jedoch Novellenbände ein sehr gesuchter Artikel.« Ob also Meyer nicht den Stoff zu einer weiteren kleinen Novelle habe, die fertig würde, »bis das Amulet seinen Weg gemacht hat. [...] ich möchte nicht gern, daß die erste Prosaarbeit durch zu arge Dünneleibigkeit verloren gehe.«¹⁰ Weil die Zeitschrift ›Daheim‹, ein illustriertes Familienblatt, dem Haessel das Manuskript anbieten ließ, dieses ablehnte und Meyer auf die Publikation nicht länger warten wollte, wurde das ›Amulet‹ die einzige von Meyers Erzählungen, die vor der Buchausgabe nicht in einem Periodicum erschienen ist.

Eine Krise in der Beziehung, jedenfalls auf Seiten des Autors, entstand erstmals im Zusammenhang mit dem ›Jenatsch‹. Sie wurde nur überwunden durch Haessels beharrliche Sachlichkeit, das heißt durch Geschäftstüchtigkeit im guten Sinne des Wortes, und durch Betsys Vermittlung.

Seit dem August 1866 hatte Meyer vom Plan, dann von der Ausarbeitung einer ›historischen Novelle aus der wundersamen Graubündn. Geschichte des 17. Jahrh.‹ berichtet, und Haessel hatte sich von Anfang an dafür begeistert: »Wie sollte es mich freuen, wenn die Graubündner Erzählung zur Wahrheit wird. Lieber wäre mir freilich ein Roman.« (29.8.1866) Er erkundigte sich in den folgenden Jahren regelmäßig nach den Fortschritten des ›Jenatsch‹, der bald ein Dra-

10 Haessel am 15.3.1873 an Betsy, am 3.5.1873 an Meyer.

ma, bald eine Novelle, bald ein Roman werden sollte, und hielt ihn an, am Ball zu bleiben. Sein psychologisches Einfühlungsvermögen äußert sich in einem Brief an Betsy (15.3.1873), er könne sich »den ängstlichen Bruder« »recht wohl« bei der Arbeit denken. Ein Trauerspiel sei eine schwierige Sache und gelinge selten im ersten Anlauf, das sei kein Grund, es aufzugeben. Betsy schrieb stets beruhigend nach Leipzig, Meyer arbeite am ›Jenatsch‹, so am 8. Juli, am 28. Oktober, am 22. November 1873. Dann teilte Meyer Haessel am 12. April 1874 mit, er habe den ›Jenatsch‹ der Zeitschrift ›Die Literatur‹ »auf langes Drängen zugesagt« und sähe »wegen der großen Verbreitig« gern, wenn Haessel das ›Amulet‹ der Aktiengesellschaft ›Deutscher Volksschriftenverlag‹ in Bremen überließe; sie habe ihn deswegen angefragt. Die ›Literatur‹ nannte sich im Untertitel ›Wochenschrift für das nationale Geistesleben der Gegenwart in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft‹, ein Produkt der Gründerjahre, das mit dem zweiten Jahrgang Ende 1874, mit dem Schluß des ›Jenatsch‹, einging. Mitte Januar 1875 mußte Meyer unter Protest den Redacteur und Mitherausgeber Paul Wislicenus, geb. 1847, auffordern, »das vereinbarte Honorar für G. Jenatsch mir zu übermitteln oder sicher zu stellen.« Meyer hatte ihn im Hause Wille kennen gelernt. In den Nummern 15 und 20 seines »gesinnungstüchtigen Blattes« hatte er 1873 ›Hutten‹, ›Engelberg‹ und ›Amulet‹ überschwängliches Lob gespendet,¹¹ wie Betsy sogleich an Haessel gemeldet und sich erkundigt hatte, was er von dem neuen Blatt halte. »Es hat Alles noch so viel Rohes an sich«, urteilte dieser. »Es findet sich gar zu viel darin, über das die Herren [Herausgeber] schon nach kurzer Zeit erröthen werden. [...] Ich halte es [für] ein Product des sich Wichtigfühlens und Wichtigthuns« (27.12.1873).

Nach Meyers Mitteilung über den ›Jenatsch‹ und ›Das Amulet‹ war es Zeit, daß Haessel den Standpunkt deutlicher vertrat, der eigentlich auch der Meyers hätte sein sollen. Das Begehren aus Bremen lehnte er ab. »Thun Sie mir, selbst wenn wir nicht mehr zusammenarbeiten sollten, was ich durchaus nicht wünsche, – doch ja den Gefallen und seyen Sie dieser meiner Worte eingedenk, – irrlichtern ... Sie nicht mit Ihren Arbeiten in der Welt bei den Verlegern herum. Festhalten hat auch in dieser Hinsicht stets dem Autor genützt. Sie

11 10.10. und 14.11.1873. Die Rezension auszugsweise in Adolf Freys Ausgabe *Briefe Conrad Ferdinand Meyers* (Leipzig 1908), 2, 255.

hören leider in Ihrer Unkenntniß des Geschäfts allzusehr auf Solche, die Ihnen etwas vorschwatzen. So war es bei dem Hutten und ich sehe Sie sind noch nicht geheilt. Sagen Sie mir doch *vorher*, was Sie thun wollen, damit ich Ihr Interesse, – gewiß nur dieses wahrnehmen kann. [...] Durch Volksschriftenvereine populär zu werden wird Ihnen sicher nicht, am wenigsten durch das Amulet gelingen. [...] Das bleibt zuerst für ein sehr gewähltes Publikum vorbehalten und wie es gar häufig geschieht, dringen solche Dinge nach und nach ins Volk, aber langsam. Noch weniger zufrieden bin ich mit Ihnen, daß der Jenatsch in der Literatur erscheinen soll. Das ist doch geradezu geeignet Ihr Buch zu verderben. [...] Etwas anderes wäre es ja, wenn Sie ein großes Blatt aufgesucht hätten und das wäre nach den letzten Kritiken [durch Betty Paoli] in Wien wohl nicht so gar schwer gewesen. Aber die Literatur! Und geht denn Ihr Buch zum Feuilleton? Ich zweifle sehr daran, wenn man weiß, wie diese Sensationsarbeiten zugeschnitten werden. [...] Dazu sind Sie ja viel zu gut.« (16.4.1874)

Als Haessel nach Monaten las, die Geschwister seien »ein bißchen böse« auf ihn gewesen, er habe sich ja über ›Die Literatur‹ nicht geäußert (Betsy am 7.7.1874), bemerkte Haessel, eigentlich wäre das Übelnehmen an ihm gewesen, »wenn das überhaupt meine Natur wäre. Seit Jahren ist zwischen uns über den Jenatsch verhandelt und es ausgesprochen worden, daß ich das Buch drucken werde.« Ein solcher Vorfall müsse jeden Verleger irritieren. Er fügte hinzu: »Bloßes Uebelnehmen gilt im geschäftlichen Verkehr unter keiner Bedingung. Menschen, die wie wir im Leben einander so nahe getreten sind, haben das Recht ja die Verpflichtung die ausfälligen Äußerungen des Freundes sofort corrigirt zu verlangen. Nur dadurch ist in Geschäften ein langdauernder freundschaftlicher Verkehr möglich. Ich verspreche Ihnen Ihren Zorn über etwas, was ich etwa falsch gemacht haben sollte, stets mit dem regsten Willen es zu verbessern, wenn es möglich ist, aufzunehmen. Aber um Gottes willen! Halten Sie mit Ihren Wünschen nicht zurück, denn damit wird nie etwas erreicht.« (30.7.1874)

Betsy hatte verlangt, er möge das ›Amulet‹ an den Volksschriftenverein verkaufen oder davon eine zweite Auflage besorgen. »Es kommt nun Alles darauf an, wie Ihr Inventar ausfällt.« (7.7.1874) Es fiel für die Geschwister bestürzend aus. Von ›Amulet‹ und ›Engelberg‹ wa-

ren etwas weniger als die Hälfte der Auflage verkauft, von der zweiten Auflage des »Hutten« weniger als ein Drittel, dazu waren je 60 bis 70 Freixemplare verteilt worden. Da aus der ersten Auflage des ›Hutten‹ noch 50 Thaler Verlust resultierten, weil Meyer die zweite Auflage wünschte, bevor die erste verkauft war, ergab sich als Halbpargewinn – so die Vereinbarung – für den Autor ein Gewinn von 28 Thalern, vermehrt um 11 Thaler vom Absatz der ›Romanzen und Bilder‹, zusammen 147 Franken.¹²

Angesichts solcher Zahlen rechtfertigte Betsy den Vorabdruck des ›Jenatsch‹: »diese lange überdachte und durchlebte Arbeit [...] zu jeder Bedingung, ohne jede Aussicht auf Honorar [...] Ihnen zu überlassen, daran hat mein Bruder doch *nie gedacht* und es *nie versprochen*.« Im ungünstigen Falle müßte er sogar mit einem bedeutenden Verlust rechnen; wie Haessel denn bei solchen Aussichten zur Publikation in Buchform raten könne. Da der Bruder zugleich mit der Überarbeitung des ›Jenatsch‹ seine ›Gesammelten Gedichte‹ herausgeben wolle, sei es also besser, »mit Beidem zu warten bis der Werth seiner Arbeiten so anerkannt ist, daß er auf ein festes anständiges Honorar Anspruch machen« könne, »und indessen Prosa und Gedichte so günstig als möglich in Zeitschriften zu publiciren.[...] die schwere Arbeit [am ›Jenatsch‹], welche er nur mit innerer Freudigkeit und in der Hoffnung vollenden konnte, etwas von dauerndem Werth zu schaffen,« habe der Bruder in »der gegenwärtigen niedergeschlagenen Stimmung, in welche die fast gänzliche buchhändlerische Resultatlosigkeit seiner bisherigen Leistungen [ihn] versetzte, [...] auf lange Zeit wieder weggelegt.« (5.8.1874)

Haessel sah, es sei »noch Manches zwischen uns abzuklären, bevor eine gedeihliche Geschäftsverbindung von langer Dauer möglich ist«, auf die er abzielte, z. B. »die Honorarfrage«. Er habe Meyer die Halbierung des Gewinns vorgeschlagen, weil er den Eindruck gewonnen habe, auf das Honorar komme es ihm nicht an, er »sey so situirt, daß er auf solchen Gewinn *warten* könne«, indem er von ihm, wenn er von zu erwartenden Honoraren gesprochen habe, jedesmal abgewiesen worden sei. Betsy ihrerseits habe zwei Übersetzerhonorare verschenkt. Deshalb Haessels Vorschlag der Gewinnstei-

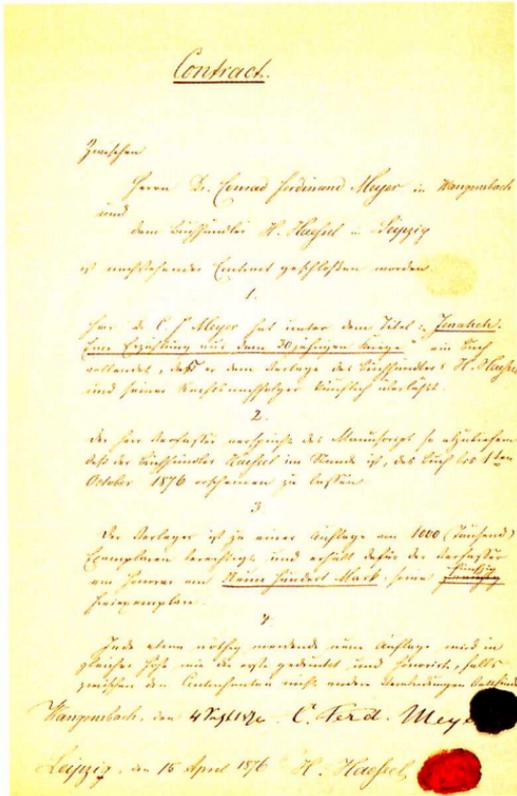
12 Haessel an Betsy, 30.7.1874, mit der nach der Abrechnung vom 14.9.1874 berichtigten Summe für die Herstellung des ›Amulet‹; s. Abb. S. 158.

In der Folge beschränkten sich die Beziehungen auf rein Geschäftliches. Meyers Briefstil wurde partienweise betont förmlich, ja schroff. Haessel wurde von Betsy über Meyers Vermählung informiert, erhielt aber keine Anzeige. Um die Beziehung wieder zu beleben, schickte er Betsy im November 1875, wie im Vorjahr dem Bruder, ein Buch, wobei er anmerkte: »An ihn schreiben kann ich nicht. Offenbar hat er meine letzten Schritte verübelt.« Betsys Hinweis auf das Interesse zweier Verleger am »Jenatsch« veranlaßte Haessel, sie um Vermittlung zu bitten. Es würde ihn grämen, wenn Meyer ohne ihn zu fragen zu einem andern Verleger ginge. »Er soll sagen, was er dafür haben will. [...] Sehen Sie zu, daß ich wieder mit ihm ins Gleiche komme.« (22.12.1875) Meyer befand sich auf der Hochzeitsreise noch in Korsika, im Februar war er auf der Rückreise, Betsy war in Rom. Sie teilte ihre Vermutungen über das von andern angebotene Honorar mit und forderte Haessel auf, einen Vorschlag zu machen, den sie an den Bruder weiterleiten werde. Er werde gewiß als »ächt konservative Seele [...] ein *bekanntes* Übel dem *unbekannten*, seinen alten Haessel irgend einem neuen So u So, der ihm schöne Anerbietungen macht, vorziehen.« (4.1. und 8.2.1876) So war für diesmal dank Betsys kluger Vermittlung der Zwist beigelegt, allerdings nicht für lange.

Der Briefwechsel zwischen Autor und Verleger kam im April 1876 wieder in Gang, die Buchausgabe hatte am 1. Oktober zu erscheinen, Haessel schickte den Kontrakt, ausgestellt am 15. April 1876. Am 25. April schrieb er an Betsy in Rom, dieser sei noch nicht zurückgekommen, aber er betrachte die Sache als abgemacht. Erst am 4. September, zweimal gemahnt, unterschrieb Meyer den Vertrag, wobei er die Zahl der Freixemplare von 20 auf 50 erhöhte.¹⁴ Am 11. sandte Haessel trotz der zahlreichen Änderungen in den Korrekturabzügen 1000 statt des kontrahierten Honorars von 900 Mark, am 13. dankte Meyer für das erste Exemplar. Meyers Nachlaß enthält den Entwurf der Verlagsanzeige von Betsys Hand; die Rückseite hat der Dichter zur selben Zeit diagonal beschrieben: »Undank ist der Welt Lohn.« Die Parteien schienen befriedet, doch der Dichter schien nicht zufrieden.

¹⁴ Siehe Abb. S. 160.

Meyer hatte die Publikation des ›Jenatsch‹ in einer Zeitschrift mit der für ihn bestehenden Notwendigkeit begründet, das Werk »probe-weise im Druck vor mir zu sehen, und die Möglichkeit, für die Buchform von meinem eigenen Eindruck u. auch von der Kritik Nutzen zu ziehen, daß die Ausgabe in Buchform für einen gewissenhaften



Von Haessel zweimal gemahnt, unterschreibt Meyer den Verlagsvertrag für ›Jenatsch‹ im September 1876 und setzt eigenhändig 50 statt 20 Freiemplare für sich ein. (Bild: Zentralbibliothek Zürich)

Schriftsteller nicht ein bloßer Abdruck der Veröffentlichung in der Zeitschrift sein darf, versteht sich wohl von selbst.«¹⁵ So hielt es Meyer von nun an mit allen Erzählungen und den meisten Gedichten, bevor er sie Haessel gab. Für die Novellen war das ein bei den Schriftstellern der Epoche fast durchgehender Brauch und entsprach einem Bedürfnis Meyers, das sich aus seinem tastenden Schreiben ergab. Es war ihm also durchaus erwünscht, daß Julius Rodenberg ihn mit seinem Besuch in Kilchberg im August 1877 für die ›Deutsche Rundschau‹ zu gewinnen suchte, deren »großer Leserkreis« den Dichter lockte.¹⁶ In diesem gepflegten Organ erschienen seit

15 3.10. (verschrieben 3.9.) 1874, ebenso Betsy an Haessel, 5.8.1874.

16 Betsy an Haessel, 25.5.1879. Die Auflage in den achtziger Jahren war etwa 10'000.

dem ›Heiligen‹ (1879) alle Novellen Meyers – mit Ausnahme des ›Leidens eines Knaben‹. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Meyer, daß Rodenberg noch eifersüchtiger als Haessel darüber wachte, daß sein Autor auch nicht »eine kleine Untreue« begehe.¹⁷ Haessel meinte, »eine so ernste Arbeit als der Heilige jedenfalls ist«, sei doch nicht für »das leichtfertige Lesepublikum einer Revue [...] gemacht« (4.3.1879, an Betsy). Für Meyer war es »eine wahre Erleichterung, daß Sie [...] die Sache so gelassen nehmen. Wir kennen uns einander u: gehören einmal zusammen.« (16.6.1879) Man einigte sich darauf, daß Meyer die Novellen »in *einem* großen Journale, also für jetzt die Rundschau, publicire« (2.3.1878, Haessel an Betsy). Betsy stimmte zu: Der Bruder habe »übergenuß von den Publikationen [...] in Kalenderchen und Zeitschriften. Nur mit der *Rundschau* als Prosaiker, der *Dichterhalle* als Lyriker will und muß er im Verkehr bleiben.« (22.3.1878)

Damit war das Konfliktpotential freilich noch nicht beseitigt. In der Reihe von Meyers Briefen an Haessel fehlen in den Beständen des ehemaligen Verlagsarchivs während zweier Jahre diese Schreiben, nämlich zwischen dem 17.4.1881 und dem 24.3.1883. Zwar fallen Meyers Schreiben auch während der Auseinandersetzungen vom November 1874 bis April 1876 aus, werden aber durch die intensive Korrespondenz zwischen Betsy und Haessel kompensiert. Bei jener Periode ist das nicht der Fall. Nach Mitteilung des Verlags sind solche Briefe »auf gemeinsame Abrede vernichtet worden.«¹⁸ Haessel rechnete, wie im ersten Absatz dieses Beitrags zitiert, mit der Nachwelt. Sein Brief an Meyer vom 19.9.1882 deutet auf eine schon länger dauernde Spannung: »Darum sollten Sie nicht gleich so gar böse seyn, wenn nicht scheinbar Alles nach Ihrem Willen geht. Es ist nur scheinbar. Die Entfernung verschuldet Vieles.« Über die Gründe dieser Krise lassen sich nur Vermutungen anstellen.

Nach dem Wiedereinsetzen des Briefwechsels 1883 scheint es nicht mehr zu schwerwiegenden Auseinandersetzungen gekommen zu sein. Es wäre denn, daß wir sie nicht erkennen, weil Betsys Mitarbeit

17 Meyer an Rodenberg, 28. 12. 1890; zu dieser Beziehung s. C. F. Meyer, *HKA* 5, 482-484 und Hans-Jürgen Schrader: *Im Schraubstock moderner Marktmechanismen*. Vom Druck Kellers und Meyers in Rodenbergs ›Deutscher Rundschau‹, in: Gottfried Keller-Gesellschaft. 62. Jahresbericht (Zürich 1994), 3-42.

18 Siehe C. F. Meyer, *HKA* 2, 52.

nach dem ›Heiligen‹ aufhörte. Damit wurden solche Themen zwischen Betsy und Haessel nicht mehr verhandelt. Erst zuletzt, bei der ›Angela Borgia‹, setzte Betsys Unterstützung wieder ein.

Hintergründe der Konflikte

In dem mehr als drei Jahrzehnte dauernden Verhältnis zwischen Meyer und seinem Verleger machen sich für den Leser des umfangreichen Briefwechsels in der Zeit von 1871 bis 1883 immer wieder Störungen bemerkbar. Sie gehen auf verschiedene Ursachen zurück, von denen einige offenkundig sind. Diese liegen vor allem beim Autor. Die zuerst wichtigste ist Meyers Ahnungslosigkeit in »Buchhändlerangelegenheiten«. Die Verleger hatten seine Manuskripte alle abgelehnt, bis ihm Gustav Pfizer in Stuttgart den Verlag Metzler für die ›Zwanzig Balladen‹ (1864) besorgte. Wille und andere Freunde des Kreises um ihn suchten sich seiner wohl als Sprachrohr ihrer politischen Gesinnung zu bedienen und dürften ihrem unerfahrenen Proselyten keineswegs Vertrauen in die verlegerische Praxis des Bismarck-kritischen Haessel eingeflößt haben. Als Meyer von Haessel die bereits erwähnte »detaillierte Rechnung« verlangte, schrieb er ausdrücklich »ein unabhängiges Blatt Papier« vor (5.9. 1874). Betsy wandte sich, jenen Brief Haessels zitierend, noch im Frühjahr 1875 an Wille: »Wie gern hätte ich Sie nach diesen Buchhändlerdingen gefragt,« um die sie sich als die dem Praktischen zugekehrte Partie ihres Hauswesens zu sorgen habe. Sie müsse zusehen, wie dem Bruder »immer wieder der versprochene Lohn seiner [...] Arbeit verringert oder vorenthalten wird unter [...] dem Vorwand: ›Sie bedürfen ja das Geld nicht, Sie setzen keinen Werth darauf.‹«¹⁹ Solchen Verdacht war gegenüber dem für seine Geradheit und Redlichkeit bekannten Verleger, dem Schatzmeister des Börsenvereins Deutscher Buchhändler und jahrelangen Inhaber von Ehrenämtern im Verein der Leipziger Buchhändler wahrhaftig nicht angebracht. Haessel war überzeugt, daß »sich Schwätzer an Meyer herangemacht« hätten, beim ›Hutten‹ Etmüller, beim ›Jenatsch‹ Wislicenus.²⁰ »All diese Weisheit konnten weder Sie noch er aus den Fingern saugen; sie wurde Ihnen eingeredet und Sie glaubten Ihr«, schrieb der Menschenkenner und spätere Doyen der deutschen Ver-

19 Briefentwurf Betsys auf einem Brief Willes an Meyer vom 7.3.1875.

20 An Betsy, 5.12.1875; ebenso am 16.4.1874 an Meyer, zitiert oben S. 155f.

leger am 24.1.1876 an Betsy, welche »fremde Einflüsterungen« entschieden bestritt (8.2.1876).

Eine solche dürfte zum Ausdruck kommen in dem Hinweis, der Bruder zögere – im Hinblick auf den buchhändlerischen Mißerfolg all seiner früheren Werke – »*hauptsächlich*« deswegen, den »Jenatsch« nach dem Erstdruck Haessel zu geben, weil er zweifle, daß »es Ihnen bei der Natur Ihres Geschäfts, das nicht eigentlich der belletr. Verlag ist möglich sein wird, ihm für *Verbreitung* und *Absatz* seiner Arbeiten, und somit für ein ordentliches Honorar die gewünschte Garantie zu bieten.« Er habe sich »eine größere Verbreitung seiner Bücher« versprochen durch einen »Verleger, *dessen Spezialität die Belletristik ist*«. ²¹

Weder war dieser Autor eitel noch ging es ihm um Gewinn; aber um »Honorar«, um Lohn für seine redliche Arbeit, er hungerte nach Anerkennung gerade durch eine schweizerische und eine weitere Öffentlichkeit. Mindestens bis zu seinem 45. Jahr galt er nichts, galt als untauglich. Als Knabe war er »der g'schpässig Conrädli«, mit 27 landete er in der Nervenheilanstalt, all seine Berufspläne scheiterten. Von den Frauen, die er liebte, wurde er abgewiesen. 1860, mit 35, entschloß er sich, Dichter zu werden. Als damals das Manuskript seiner ersten Gedichtsammlung von mindestens einem Verleger zurückgeschickt wurde, schrieb er der Schwester, er hoffe, »ganz decidirt durchzudringen, nach Jahr und Tag, mit viel Schweiß, aber *durchzudringen*« (3.1.1861). Und wieder schrieb er Haessel anlässlich der »Romanzen und Bilder«: »Glauben Sie nicht daß ich eitel sei. Ich kenne meine Schwächen vollkommen u. weiß wie wenig Chancen ich habe, *durchzudringen*« (15.2.1870). In dieser Zeit, im Kreis von Mariafeld, sah er sich vielleicht zum erstenmal als Dichter ernst genommen – und bezahlte dafür den Preis, wie er Haessel zu verstehen gab: »Ermuthigung von außen [...], Interesse von Andern an meinen Schöpfungen ist für das Gelingen derselben ein Moment, das ich keineswegs unterschätze. Wüßten Sie, wie ich, verehrter Freund, welchen hemmenden Einfluß ein gewisses theilnahmloses Wohlwollen, achselzuckendes Gewährenlassen jahrelang auf mich

21 4.1.1876. Vgl. Anm. 1: Nach Laube mit dem erfolgreichen historischen Roman »Der deutsche Krieg« (9 Bände in mehreren Auflagen), war Meyer der erste belletristische Autor Haessels.

ausübte, so verstünden Sie, wie sehr ich Wille verpflichtet bin für das warme Interesse u. die dauernde Anregung, die ich in seinem Kreise finde.« (19.9.1871) Doch welche Instanz außerhalb jenes Zirkels garantierte ihm sein Dichtertum? »Ich kenne meine Schwächen voll-

kommen u. weiß [...]« – das zeugte von seinem nicht zu bannenden Zweifel wie die damals entstanden Hutten-Verse: »Ob ich ein Dichter bin? Das plagt mich heut. / [...] Wär' ich am Ende bloß ein Verseschmied?«

Als Instanz sollte die literarische Öffentlichkeit in ihren verschiedenen Funktionen walten. Daher Meyers Freigebigkeit mit Freixemplaren, die Bemühungen mit Verlagsanzeigen und um Besprechungen.²² Haessel, Vertreter der alten Schule der Buchhändler, hielt wenig von Reklame und versicherte, ihre Wirkung sei gering, »der allergrößte Theil der sogenannten Recensionen [sei] als völlig unnützes Material zu betrachten« (an Betsy, 13.10.1877, 22.5.1880). Daher Meyers Genugtuung – die ihn wiederum mit Haessels Grundsätzen in Konflikt brachte –, wenn sogar Zeitungen seine Novellen nachdruckten oder nachdrucken wollten. Daher seine fast unbegreifliche Willfährigkeit gegenüber Herausgebern windiger Anthologien, Kalender und Gelegenheitsschriften.²³ Daher die niederdrückende Macht von Haessels Berichten über den Absatz, die Zweifel, ob er nicht bei einem belletristischen Verlag unterkommen sollte. Die Unsicherheit über den Wert seiner Produktion führte dazu, daß er Leuten, die er für kompetent hielt,

ausgeben windiger Anthologien, Kalender und Gelegenheitsschriften.²³ Daher die niederdrückende Macht von Haessels Berichten über den Absatz, die Zweifel, ob er nicht bei einem belletristischen Verlag unterkommen sollte. Die Unsicherheit über den Wert seiner Produktion führte dazu, daß er Leuten, die er für kompetent hielt,



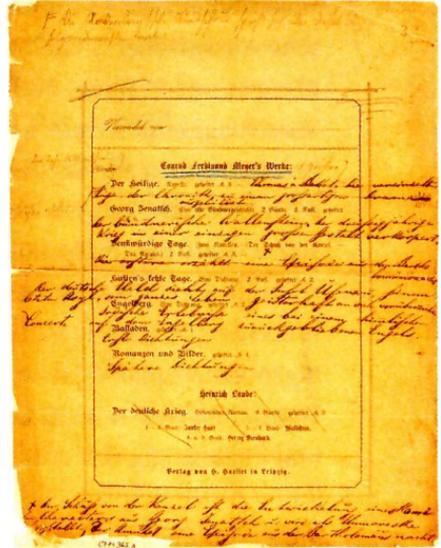
Die Radierung von Karl Stauffer-Bern, Anfang 1887, ist die bedeutendste künstlerische Darstellung von C.F. Meyer. Meyer an Julius Rodenberg am 19. Juli 1890: »Ein bischen gemein aufgefasst [...]: ich schaue wie ein Wirt.« (Bild: Zentralbibliothek Zürich)

22 Auf Meyers Veranlassung verteilte Haessel vom »Jenatsch« im ersten Jahr 120 Freixemplare, »um den Namen Ihres Bruders und [...] das Buch den Leuten unter die Augen zu führen« (Haessel an Betsy, 13. 10. 1877). David A. Jackson, *Conrad Ferdinand Meyer in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (Reinbek bei Hamburg, 1975), 69-71, setzt sich mit dieser literarischer Realpolitik Meyers auseinander. Die beiden »von nahe befreundeter Hand« stammenden Reklametexte, die Meyer Haessel am 19. 9. 1871 vorschlug, abgedruckt in C. F. Meyer, *HKA* 8, 160, stammen von Meyer selbst (an Wille, 21. 9. 1871).

23 In C. F. Meyer, *HKA* 5, 471-511 sind 76 Organe mit 358 autorisierten oder möglicherweise autorisierten Drucken von Werken Meyers nachgewiesen.

aus seinen Manuskripten vorlas oder sie ihnen mit der Bitte um Kritik zuschickte, ebenso Korrekturabzüge. Den Seminarlehrer Calmberg grüßte er als »Freund und Collegen in Apoll«, sein Urteil sei ihm »geradezu unentbehrlich« (10.10.1873, 30.3.1872). Was ließ er sich nicht bieten vom Redaktor eines so platten Organs wie die ›Deutsche Dichterhalle! Sein Urtheil sei ihm »höchst werthvoll«, denn »ich lebe hier ziemlich isolirt.«²⁴

Meyers Unsicherheit war schließlich künstlerisch begründet, im Suchen nach ihm selbst zunächst unbekanntenen Zielen, nicht nur im Formalen. Was er zu Papier brachte, betrachtete er als vorläufig, als zu verändern. Es entstanden, besonders bei Arbeiten in Versen, manchmal während Jahrzehnten, neue, oft völlig umgearbeitete Fassungen. Das setzte sich fort, zum Schaden des Verlegers, in den Korrekturabzügen. Nicht nur der in einer Zeitschrift publizierte, auch der Text in der Buchform galt nie als definitiv. Gegenüber dem Verleger, der ihn davon abzubringen suchte, sich auf die Leser berief und dafür Werthers Brief vom 15. August zitierte, machte Meyer seine »Liebe zur Vollendg« geltend. Schlimm war für Haessel namentlich, wenn Meyer »wieder und wieder Revisionen« verlangte. »Wir werden nicht fertig, [...] denn Sie genügen sich nie.«²⁵ Dasselbe scheint sich beim Satz der ersten Auflage der Gedichtsammlung ereignet zu haben und ist vermutlich die Ursache für das erwähnte Fehlen von Meyers Briefen an Haessel während zweier Jahre.



Eine von Meyer ergänzte Verlagsanzeige.
(Bild: Zentralbibliothek Zürich)

24 28. 6. 1877, dazu C F Meyer, HKA 5, 477-480.

25 Meyer an Haessel, 15. 10. 1887, Haessel am 29. 10. und 5. 11. 1887; s. C. F. Meyer, HKA 2, 19.

Meyers literarisches Werk im Urteil des Verlegers

Irrig wäre die Vermutung, in den Auseinandersetzungen zwischen Autor und Verleger habe Haessel den Autor auch auf der Ebene des dichterischen Stils zu beeinflussen versucht. Erst nachdem sich das Zusammenspiel befestigt hatte, mahnte Haessel gelegentlich bei Ausdrücken, die er für Gallizismen oder Helvetismen oder stilistische Ausrutscher hielt.²⁶ Haessel suchte den unberateneren Autor im übrigen nur in buchhändlerischen Fragen zu leiten, etwa mit dem Vorschlag, seine Werke in einheitlicher Ausstattung in zwei Reihen herauszugeben als ›Dichtungen‹ (Werke in Versen) und ›Novellen‹. »Dann bekäme das Ganze in geschäftlicher Hinsicht einen bessern Halt«, und der Preis könnte niedriger angesetzt werden. Meyer stimmte gleich zu: Das sei »der zwanglose Weg zu ›Gesammelten Werken‹«, und Betsy meinte, das entspreche einem »geordneten ruhigen Lebensplan«, passe also zu ihrem Bruder, entspreche »seinen Wünschen und seinem Bedürfnisse, die Dinge ausreifen zu lassen und unabhängig von äußerem Zwingen und Drängen zu arbeiten.«²⁷

Wesentlich war die moralische Unterstützung, die der wagemutige Verleger noch unbekanntem Autoren bot. In dem für ihre Beziehung so schwierigen Jahre 1871 bis 1873 sprach er Meyer bei der Mitteilung über den stockenden Absatz zu; etwa zum ›Hutten‹: »Das Buch wird schon seinen Weg gehen, denn es ist wohl danach geartet«, zu ›Engelberg‹: »Seyen Sie guten Muthes und lassen Sie das Gedicht froh in die Welt ziehen. Es wird Ihnen, des bin ich sicher, Dank eintragen«, und zu einer Verlagsaufstellung über minimalen Absatz: »Verlieren Sie den Muth nicht, wie ich ihn nicht verlieren will.«²⁸ Für den stets unsicheren Meyer war es wichtig, in seinen Plänen und Arbeiten ermutigt zu werden. So gleich am Anfang der Arbeit am ›Jenatsch‹: »Ihr Romanproject gefällt mir ausnehmend.« Er habe

26 Solche Hinweise griff Haessel nach 1892 auf, als Betsy anstelle des erkrankten Autors den Text der Neuauflagen überwachte. Er wünschte etwa in der »Richterin« den »netten jungen Menschen« oder (in direkter Rede) das »verduften [wir] in die Tabernen« geändert (C. F. Meyer, *HKA* 12, 162; an Betsy, 17. 2. 1897). Stellen, wo Meyer in der ›Angela Borgia‹ solchen Anregungen folgte, sind verzeichnet in C. F. Meyer, *HKA* 14, 319, 333f.

27 Haessel an Betsy, 12. 2. 1878, Meyer an Haessel, 19. 2. 1878, Betsy an Haessel, 28. 2. 1878.

28 An Betsy, 26. 12. 1871, an Meyer, 6. 6. 1872, 19. 6. 1873.

sich Bücher über Jenatsch beschafft. Meyer solle sich jeden Morgen vorsagen: »Troja muß doch zerstört werden«, oder: »das Buch muß fertig werden«, er dürfe die Feder nicht weglegen, bis es fertig sei (20.9.1866).

Solche Unterstützung setzte Einsicht nicht nur in die menschliche Individualität des Autors, sondern auch in die Bedeutung künstlerischen Schaffens und in die Grenzen, ja Gefahr von außen kommenden Einwirkung voraus. Als Meyer ihm vorschlug, ihm das erste von etwa sechs Büchern des ›Jenatsch‹ zu schicken, sobald es fertig sei, denn die »Räthe [...] eines erfahrenen Buchhändlers [...] werden mir willkommen sein« (10.10.1866), antwortete Haessel, er sehe der Sendung »mit einiger Bangigkeit [...] entgegen [...], weil ich mir immer sage, der Dichter ist in dem, was er dem Publikum bietet, ganz allein der Bestimmende. Wie er uns seine Bilder vorführte, so müssen sie in ihm gelebt haben und es ist unsere Sache, die Fäden zu entdecken und ihnen zu folgen, die ihn leiteten die Sache so und nicht anders darzustellen. Es ist nun sehr schwer aus einem Anfange der Dichtung richtig weiterzuschauen und ich fürchte Ihnen durch meine Bemerkungen nicht bloß Unruhe, sondern Verdruß zu bereiten.« (10.11.1866)

Wenn Haessel im Zusammenhang mit Meyers Plan, einen historischen Bündner-Roman zu schreiben, noch glaubte, daraus könnte etwas wie Scheffels Erfolgsroman ›Ekkehard‹ werden,²⁹ erkannte er rasch, bevor noch eine Zeile von Meyers Prosa zu lesen war, daß sein Werk dem zeitgenössischen breiten Publikum nicht gefallen konnte. Er hatte dies auch in der Gestaltung der Bücher zum Ausdruck gebracht (16.4.1874). Trotzdem war er überzeugt, Meyers Werk werde sich durchsetzen: »Wird aber die neue Novelle [Jenatsch] und vielleicht spätere Novellen in ähnlichem Geiste wie das Amulet geschrieben, so verbreitet sich über die Sammlung ein Duft der Reinheit, der seine Wirkung sicher nicht verfehlen wird.« Hertz in Berlin, der nachmalige Verleger Kellers, habe am ›Amulet‹ kritisiert: »Zu wenig Eros«. Nun ich erwiederte dem im Heyse'schen erotischen Style, der ihm großen Gewinn bringt, versunkenen Verleger nichts darauf, zog mir aber im Innern des Bruders Styl vor, und war und bin überzeugt, daß er schon noch zu größerer Geltung kommen wird.«

29 An Meyer, 29. 8. 1866.

(2.9.1876) Nach dem Erscheinen des »Jenatsch«: »Sie gehen nun einmal Ihren eigenen Weg und da wird sich das Publikum hineinfinden müssen.« (4.11.1876)

Ein Problem für den Absatz des Meyerschen Werks war in den Augen Haessels auch, daß es sich eher für Männer eignete, während doch die Frauen die großen Leserinnen waren. So schrieb er: »Der Hutten ist mehr für Männer, der Engelberg für Frauen und Jünglinge bestimmt. Wahrscheinlich findet er ein dankbareres Publikum als der Hutten, der Sammlung verlangt und dessen einzelne Strophen, – ich möchte sagen Alle – zum Nachdenken anregen.«³⁰ Auch der »Jenatsch« – dessen »Eigenartigkeit verhindert einen großen Absatz« – sei »mehr ein Buch für Männer als für Frauen und Männer lesen weniger Unterhaltungsschriften. Meiner Ueberzeugung nach wird es sich aber durcharbeiten und der Name Meyer wird immer mehr geachtet werden.«³¹ Dasselbe stellte er in Bezug auf den »Heiligen« fest: »Es ist wiederum kein Buch für den Haufen, es ist namentlich keines für die *Frauen*, oder nur für wenige Frauen, denn ich meine es sind nur hochgebildete Frauen, die daran Geschmack finden werden, Frauen die weit über der großen Anzahl ihrer Concurrentinnen erhaben sind. Wie viel Frauen giebt es denn, die ein Buch auf seine Schreibweise hin lesen. Nicht eine blasse Idee haben sie davon selbst wenn man sie mit der Nase darauf drückt.« Der Absatz des »Heiligen« sei bisher »ganz miserabel«. (22.5.1880)

Solche Urteile geben zu verstehen, daß es für Meyers Werk ein Glück war, auf Haessel als Verleger gestoßen zu sein. Auch er sah es schließlich nicht anders, und bezeugte es. Spitteler berichtet 1899: »Man muß aus dem Munde C. F. Meyers selbst vernommen haben, wie demütigend er vorher [bevor er von Haessel unterstützt wurde] mit seinen Manuskripten von Abweisung zu Abweisung wandern mußte«.³²

30 An Meyer, 6. 6. 1872.

31 An Betsy, 13. 10. 1877.

32 Zitiert in C. F. Meyer, *HKA* 6, 436.